

Maskenlust und Kirchenkuß

Zu einer Episode im „Frauendienst“ des Ulrich von Liechtenstein

Von Leopold Kretzenbacher

*Dô si daz paece von mir enpfie,
und daz der süeze kus ergie,
dâ von wart ich vil hôchgemuot . . .*

Ulrich v. Liechtenstein, Venusfahrt 1227.

Er ist schon ein rechter Schwerenöter, unser Landsmann, Herr Ulrich von Liechtenstein. Ein Politiker aus angesehenem steirischem Ministerialengeschlecht. Ein Dichter von gar nicht übler Sprachgewalt und Unterhaltungskraft. Und dies vor allem und sehr betont: ein „Ritter“ in einer Zeit schon langsam absinkender Ideale, geprägt von anezogenem Standesdünkel, von unbezählbarer Darbietungsfreude zu jeglichem Waffengang für die zwischen den Babenbergern, den Böhmen und den Ungarn umstrittene Mark, für „Frauenehre“ im hochstilisierten Minnedienst so ganz besonders. Herr Ulrich aber beherrschte dieses oft auch hintergründige Rollenspiel in seinem für die damalige Zeit erstaunlich langen Leben von etwa 1198 bis zum gleichfalls datenungewissen Tode 1275/76.¹

Was von ihm für uns Heutige „verblich“, ist freilich nicht allzuviel. Die stolze Frauenburg ob Unzmarkt im steirischen Murtal. Sie wird erst 1248 in den Urkunden erwähnt. Aber sie gilt als des durch Jahrzehnte fast ruhelos wandernden Herrn Ulrich Lieblingsplatz besonders im Alter. Hier starb Herr Ulrich denn auch in hohen Jahren, besonnt von Ruhm.² Auch war er, dessen Vater noch dem letzten Traungauer gedient hatte, Truchseß in Steier (1241),

¹ W. Stammler — K. Langosch, Die deutsche Literatur des Mittelalters, Verfasser-Lexikon, Bd. IV, Berlin 1953, Sp. 584—589 (H. Reuschel); Nachtrag Bd. V, 1955, Sp. 1097—1099 (C. Minis).

² Nach langem Streit um die letzte Ruhestätte Herrn Ulrichs, vgl. B. Roth, Die Grabstätte des letzten Minnesängers Ulrich von Liechtenstein in Seckau (Seckauer Geschichtliche Studien, H. 28/1976). Vf. stellt eine Beisetzung in der (nach 1832 abgebrochenen) Johanniskapelle im Stift Seckau und nicht auf der Frauenburg fest.

wurde bald darauf im Namen seines Gönners, des Herzogs Friedrich, des Babenbergers, zum Landrichter in der Steiermark erhoben, später, 1268, vom Böhmenkönig Przemysl Ottokar gar eingekerkert, vom selben Ottokar, der Ulrichs politische Bedeutung und Kraft wohl kannte, 1272 zum Marschall des königlichen Heeres erhoben, wieder als Landrichter der Steiermark bestätigt zu einer Machtstellung, die etwa jener eines Landeshauptmannes bei uns entspricht. Aber daran erinnern sich nur die Historiker. Die aber wissen aus rund hundert Urkunden, daß Herr Ulrich von Liechtenstein ein ziemlich selbstbewußter, wohl auch gerissener Politiker gewesen war; fest auch auf die Ritterschaft im Lande bauend, sie zusammenhaltend im Bestreben, das Beste herauszuholen im Widerstreit von Babenbergern, Böhmen und Ungarn.

Zwar ist auch von Herrn Ulrichs Dichtung erstaunlich viel auf uns gekommen. Aber wer liest heute schon — außer den Germanisten — einen 1255 abgeschlossenen mittelhochdeutschen Roman „Der Frauendienst“ (*Vrowen dienst*) mit nicht weniger als 1850 achtzeiligen Strophen, in die noch weitere 56 Lieder und ein fingierter Brief eingestreut sind? Und dazu gibt es auch noch sein kleineres „Frauenbuch“ (*Der frowen puoch*) mit auch über tausend stumpfen Reimpaaren zu einem Traktat über Minnefragen zwischen Mann und Frau, in dem der Minne-Ritter Herr Ulrich galanterweise den Damen zugesteht, daß sie besser wüßten, was höfische Sitte und ritterliche Kultur auch im Verfall noch sein könnten, ja müßten. Aber wer liest schon steirische Minnedichtung aus jener Zeit, in der unser Land trotz Grenzlage und Kriegsnot so reichen Anteil an der gesamtabeländischen Kultur des Mittelalters, am Gestalten seiner Kunst, am Wehen seines Geistes, an Minnesang und Heldenepik deutscher Sprache und Wesensschau hatte? Noch dazu, wo man lange Zeit Herrn Ulrichs freimütiges Eigenbekenntnis, daß er selber gar nicht lesen und schreiben habe können, er, der mächtige Landrichter und Landmarschall, nicht hatte glauben wollen. Und doch gesteht er es — selbstverständlich durch seinen unentbehrlichen Schreiber niedergelegt im „Frauendienst“ (60,1 ff.) — selber ein.³ Dabei befindet er sich damit in bester Gesellschaft. War ja doch einer der Größten unserer mittelalterlich-deutschen Dichtung, Wolfram von Eschenbach (um 1170 bis um 1220), noch sehr stolz darauf, regelrecht Analphabet zu sein, dafür aber umso überzeugter seine „Ritterschaft“ zu führen!

Immerhin: Die germanistischen Handschriften-Entdecker und die Herausgeber der Dichtungen unseres Ulrich von Liechtenstein haben ihn offenkundig sehr gerne gelesen.⁴ Sie waren es wohl auch, die die politische Größe dieses welterfahrenen, den „Narren“ nur spielenden, im übrigen die Sturmzeichen der Zeit wohl erkennenden, scharf auch durch die Maske beobachtenden Ulrich minder bewerteten gegenüber seiner langsam freilich schon durch Herrenstreit, Güterverfall, Überspanntheit und wirtschaftlich-politische Zwänge etwas lächerlich werdenden „Ritterschaft“ zumal im „Frauendienst“. Noch 1976 urteilt denn auch ein besonderer Kenner der

³ K. Bertau, Deutsche Literatur im europäischen Mittelalter. Bd. II, München 1973, S. 790.

⁴ Wir halten uns in den Beispielen an die Ausgabe von R. Bechstein, Ulrich von Liechtenstein, Frauendienst (Deutsche Dichtungen des Mittelalters, hgg. v. K. Bartsch, VI. Bd., Teile 1 u. 2), Leipzig 1888. K. Bechstein fügt auch die Verszahlen der älteren Ausgaben, K. Lachmann mit Verweisen auf v. Karajan, 1841, bei.

Literatur auch unserer Steiermark, Univ.-Prof. Alfred Kracher, über dieses, Herrn Ulrichs Hauptwerk.⁵ In ihm „mischen sich Dichtung und Wahrheit in seltsamer Weise: Was der Dichter an historischen und politischen Gegebenheiten nach der Erinnerung aufgezeichnet hat, deckt sich zumeist genau mit der Aussage der Urkunden. Die zahlreichen Liebesabenteuer aber sind zum Teil nach dem Muster der Artusromane zurechtgemacht, vielfach ungläubwürdig oder zumindest übertrieben. Sie waren es auch, die zu dem völlig falschen Bilde beigetragen haben, das man sich gewöhnlich von dem Mann macht, der doch Truchseß und Landrichter der Steiermark war sowie als Führer des heimischen Adels im Kampfe gegen die ungarische und böhmische Fremdherrschaft größtes Ansehen genoß . . .“.

Und da sind wir schon mitten drinnen in der Frage nach dem, was „blieb“: die skurril erscheinenden Abenteuer eines Sonderlings, der es sich leisten konnte? Oder die wohlüberlegt-gezielten Extravaganzen eines, der sehr wohl wußte, was er tat, wenn er sich selber, aber auch anderen zur Freude sein Maskenkostüm anlegte, durch die Lande ritt?⁶

Um es vorwegzunehmen: des Liechtensteiners Maskenfahrten, zu denen er dreimal unter großem Gepränge, mit zahlreichem Gefolge (und dementsprechend hohen Kosten!) ausgeritten war, mitunter wochen-, ja monatelang unterwegs zu sein von einem Turnier zum anderen, vom Lanzenstechen zum Maskenreigen und zu Minnefesten noch und noch, die hatten wohl ausnahmslos alle tieferen, spät erst in seiner Tragweite erkannten Sinn.⁷ Aber nicht davon soll hier die Rede sein.

Ein politisch-hintergründiges Turnier der Ritterschaft von weither aus dem gesamten südostalpinen Markengürtel des Deutschen Reiches war jenes gewesen, das ihn 1227 nach Friesach in Kärnten lockte. Da war Herr Ulrich als einer der zwölf Grünmaskierten, als „Maienritter“ jäh aufgetaucht, hatte gekämpft und gesiegt und war mit seiner Zwölferschar „unerkant“ davongestoben:

*Ich sol gezimirt grüener sîn,
ich selbe zwelft der knehte mîn:
der sol ieslicher füeren her
in sîner hant mit mir ein sper,
und daz daz grüener varbe sî.
ez sol ouch grüene sîn dâ bî
ir cleit und ouch der pferde dach . . .*

Strophe 215

Elf Jahre später brach Ulrich am 23. April 1238, am Georgstag, dem besonderen Frühlingstermin, abermals auf. Von Mestre (*ze meisters*) bei Venedig wollte er in Samt und Seide weiß gekleidet als „Frau Venus“ die Südostalpenländer durchstreifen:

⁵ A. Kracher, Mittelalterliche Literatur und Dichtung in der Steiermark. Sammelwerk: Literatur in der Steiermark, Landesausstellung 1976, Redaktion W. Zitzenbacher, Graz 1976, S. 9–42, bes. S. 21.

⁶ Vgl. L. Kretzenbacher, Zur Frühgeschichte der Masken in der Steiermark, in: Zs. d. Histor. Ver. f. Stmk. 1955, S. 235–260, bes. S. 243–248.

⁷ O. Höfler, Ulrichs von Liechtenstein Venusfahrt und Artusfahrt. Sammelwerk: Studien zur deutschen Philologie des Mittelalters, Festschrift zum 80. Geburtstag v. Friedrich Panzer, hg. von R. Kienast, Heidelberg 1950, S. 131–152.

*Ich hiez mir snîden vrouwen cleit:
zwelf rœckel wurden mir bereit
und drîzic vrouwen ermel guot
an kleiniu hemde, daz was mîn muot.
dar zuo ich willentlich gewan
zwên schoene zöpfe wol getan,
die ich mit perlîn wol bewant . . .*

Strophe 473

Viele hatte „Frau Venus“ zu Ritterspiel und Maskenreigen brieflich geladen. Sie kamen denn auch alle aus dem Görzischen und aus Friaul, in Kärnten, in unserer Steiermark und noch im babenbergischen Österreich. Da waren es aus unserem Lande Ilung von Scheifling als der „Schellenkönig“ und Otto von Buchau, gekleidet *als ein windisch wîp*, die sich zum Turnier im Maskenkleide stellten.

Schon zwei Jahre später, 1240, war Herr Ulrich wieder ausgeritten, von seiner steirischen Frauenburg aus bis nach Wien und — zu des Babenbergers Mißvergnügen — bis ins strittige Grenzgebiet zu Böhmen. Da mußte Ulrich, diesmal verkleidet als „König Artus“ im Kreise seiner wie er scharlachroten Ritterschaft (*mîn wâpenroc was scharlachrôt/gefurrîret wol, als ich gebôt . . .*) aus politischen Erwägungen umkehren nach so viel Gepränge. Aber all das hatte sehr realen Zwecken gedient, „die Ritterschaft der Ostalpenländer unter ihrem alten Ideal wahrhafter Männlichkeit nach abendländisch höfischer Sitte zu sammeln vor dem drohenden Verfall im Streit der Geschlechter und der mächtig gegeneinander drängenden Territorien von Königen, Herzögen und geistlichen Fürsten im Südostalpenraum zwischen Böhmen, Ungarn und der Adria.“⁸

Daß sich bei solch hintergründiger Maskenlust auch so manches unmittelbar Fröhliche begeben haben mochte, versteht sich von selber. Ulrich hat es selbst — noch im nachhinein in seinen Erinnerungen sichtlich schwelgend — genüßlich erzählt. So auch die Geschichte von Maskenlust und Kirchenkuß im „Frauendienst“ (Str. 535–542) der Venusfahrt. Sie erscheint uns heute als eine rechte Grotteske. Aber sie erweist sich doch recht eigenartig und tief verwurzelt in religiösen Gepflogenheiten des mittelalterlichen Abendwie auch des Morgenlandes, so wie sie sich in diesen Memoiren eines raffiniert-schelmischen „Transvestiten“ unserer Steiermark widerspiegelt.

Das begann nun so, daß „Frau Venus“ einen Turnierkampf mit Leutfried von Eppenstein, „an der Mur wohlbekant“, austrug, mit einem erlesenen, kampferprobten Ritter. Der rannte Ulrichs Roß seinen Speer durch den Hals, indes Ulrichs Lanze an Leutfrieds Brust zerbrach. Ulrich freilich mußte absitzen (*mîn ros spranc hôch in ungehabe;/dâ muost ich palde sitzen abe*). Die Ritter, die hier 1227 zu Treviso beisammen waren, das Großturnier zu feiern, hätten es gerne gesehen, daß „Frau Venus“ abends mit ihnen ausgegangen wäre. Aber Ulrich wollte immer „unerkant“ bleiben: *ich wolt sô komen*

⁸ L. Kretzenbacher, Minnesänger und Politiker: Herr Ulrich von Liechtenstein. Sammelwerk: Steirische Ehrengalerie. Hgg. v. Kulturreferat der Steiermärkischen Landesregierung. Graz 1960, S. 8–11, 1 Abb. — Ob sich unser Minnesänger in seiner Büste dort im Ehrengalerie-Hof der Burg zu Graz zustimmend wiedererkennen würde, erscheint mir fraglich. Böse Zungen aber behaupten, er sei ja nur eines von den „Tschapperln in dem Zwergl-Garten hinter der Burg . . .“

durch diu lant,/daz iemen würde dâ bekant, von wanne ich waere oder wer:/daz was gar mînes herzen ger. Am Morgen drauf versammelten sich zwei hundert vrowen oder baz vor seiner Herberge. Die wollten einfach das Maskenspiel mitmachen und sehen, ob und wann diese „Frau Venus“ denn auch zur Kirche gehe. Selbst einer seiner Knechte mußte ihn wie im Maskenspiel wecken: *wol ûf, vil liebe vrowe mîn!/ich mein iuch, edeliu künegin!* Also mußte der Schwenenöter wohl aufstehen.

Es ist nun köstlich, nachzulesen, wie sich Herr Ulrich also zum anscheinend unvermeidlichen Kirchgang anzog, selbstverständlich wieder als „Frau Venus“: ein weißes Hemd, zwei (anzufügende, austauschbare) Ärmel, *darnach leit ich ein röckel an*, das war „klein, weißer als ein Schwan“. Niemals könne eine Frau Besseres getragen haben. Darüber ein Mantel aus weißem Samt, eingewebt ein wundervolles Tierbild in Goldfaden. Dieser Mantel, also *die kappe war meisterlich gesniten,/den vollen lanc, nâch vrowen siten*. Auch eine Haube mußte her, die zwei Zöpfe dranzuhängen. Ein Teil dieser Zöpfe war denn auch „mit Perlen weiß wie Schnee“ umwunden . . .

Nur vom Waschen und Rasieren liest man nichts. Aber nach Augen-, Ohren- (und Nasen-)Zeugenberichten vom Lever französischer (und gewiß auch anderer) Könige noch im 17. und gar im 18. Jahrhundert war das Gesicht- und Händewaschen keineswegs täglich üblich. Es tat's auch Puder mit Parfüm . . . Bei Herrn Ulrich mußte jetzt noch ein (undurchsichtiger, dichter!) Schleier vors Antlitz: *Mit einer rîsen . . . verbant ich mich*, heißt es da, ganz mit dem altdeutschen Worte „verbinden“ für das Maskieren. Und auch ein „Pfauenhut“: *reht als ein wîp/ich satzt ûf einen phâbenhuot:/der was von hôher koste guot*. Und dann *zwêne hantschuohe* noch und die Maskierung war vollendet. Kein Wunder, daß Herr Ulrich stolz berichtet, wie ihn vor allem die Frauen — „so manch eine Schönheit darunter“ — begrüßten: *got wilkómen, küneginne Vénus!*

Aber so schnell wurde nichts aus dem Kirchgang. Zuerst wollte nämlich „der Graf von Görz“ gleich seinen *buhurt*, seinen turniergemäß sportlichen Reiterkampf mit den aneinander geschlagenen Schilden haben. Ulrich übertreibt natürlich gleich wieder: *Ir sult für wâr gelauben daz:/fünf hundert ritter oder baz/dâ ûf den buhurt wâren komen./dâ wart von schilden stoz vernomen . . .* Aber man endete diesen *buhurt* auf seine ausdrückliche Bitte. Er wollte eben wirklich in die Kirche gehen. Dabei trug ihm „mit linder weißer Hand“ eine Gräfin diesen kostbaren Mantel, *diu capen vie*. Einer von Ulrichs Bediensteten, ein *kameraere*, mußte einen „wundervollen Teppich und einen kostbaren Polster“ in die Kirche tragen, dort auf einen *gevalden stuol*, einen „Faltstuhl“ (unser aus dem Französischen rückentlehntes Wort Fauteuil übrigens) legen, *dar über ich mich ze neigen pflac*. Fromm betet der steirische Ritter, der als eine heidnische Göttin maskiert in die Kirche tritt: *ich bat got mîner êren pflegen/durch sîne güete ûf mînen wegen*.

Ein Priester las die Messe. Rund um Ulrich-Frau Venus ein wildes Gedränge. Man mußte die Leute bitten, den Weg frei zu machen, da „Frau Venus“ ja auch zum Opfergang um den Altar gehen sollte und wollte. Er brachte es in aller Bescheidenheit (*so blide*) dar. Dann aber ging der Wirbel erst recht los. Die nun folgende Szene des „Friedenskusses“ innerhalb der Messe wurde zum allgemeinen Gaudium:

*dô ich her von dem opfer gie,
daz man daz paece sâ dar truoc,
gelachet wart des dâ genuoc.*

Strophe 536

Da ist es nun, dieses *paece*, ein Wort mit mittelalterlich zweifacher Bedeutung: einmal ist es der sogenannte „Friedenskuß“, das *osculum pacis*. Er gilt als halbliturgische Handlung unter Personen gleichen (!) Geschlechtes während der lateinisch-katholischen Messe. Man legt einander die Arme um die Schultern und küßt den anderen mit dem Segensgruße *pax tecum!* — „der Friede sei mit Dir!“ auf die Wangen; einmal oder auch (nach lokalen Eigenentwicklungen) dreimal, entstanden aus frühen Gruß-Sitten, gebraucht zunächst als „Bruderkuß“. Zum anderen ist dieses *paece* (in den Handschriften meist als *pece* geschrieben) die „Kußtafel“, das *pacifical*; zumeist ein Kreuz oder eine Darstellung des Gekreuzigten auf einem kostbaren Buche, auf einer besonderen Tafel, die für gewöhnlich vom Zelebranten der Messe herungereicht wurde.

Auf dieser doppelten Funktion und Bedeutung aber beruht der Spaß, den sich auch Herr Ulrich in der Frau Venus-Maske nicht entgehen ließ, zumal die Umgebung hier in der Kirche bereitwilligst mitspielte. Er küßt, verschleiert noch, das *pacifical*, hier in Buchform, reicht es wie üblich an den Nachbarn, hier die Nachbarin, weiter. Es ist eine keck erwidrende Gräfin, er solle doch „geziemenderweise“ zum *paece*-Kuß den Schleier abnehmen. Und das tut Frau Venus auch:

*Daz paece ab einem buoch ich nam,
verbunden gar; daz doch nicht zam.
der graevinne bôt ichz dâ.
diu hôch geborne diu sprach sâ:
„ir sult di rîsen fürder nemen:
sô mac daz paece mir gezemen.“
zehant dô sî daz wort gesprach,
die rîsen ich von dem munde prach.*

Strophe 537

Das gab nun freilich ein Gelächter in der Kirche:

*Diu schoene lachen des began:
sî sprach: „wie nû? ir sît ein man:
daz hân ich kürzlich wol gesehen.
waz danne? der kus sol doch geschehen.
ich wil durch elliu guoten wîp
iuch küssen, sît daz iwer lîp
hât vrowen cleit an sich geleit:
des sol mîn kus iu sîn bereit.“*

Strophe 538

So ein Mistvieh! Erstens brauchte sie ja gar nicht so genau hinzuschauen. Sie mußte das Maskenrecht Ulrichs, das er ja in allen seinen Vor-Einladungsschreiben so sehr betont hatte,⁹ respektieren. Zweitens, wenn

⁹ Vgl. Strophe 464:

*Ich wil verbinden mich sô gar,
daz ich die vart alsô bewar.
daz nimmer mînen blôzen lîp
beschouwet weder man noch wîp.
mîn antlüt und die hende mîn
sol allez gar verborgen sîn . . .*

schon, dann mußte sie ihre *kürzlich*, d. h. sofort gemachte Entdeckung nicht gleich ausplappern; sie durfte eigentlich nach höfischer Sitte und Maskenspielregel diese „Frau Venus“ nicht sozusagen öffentlich demaskieren, auch wenn Ulrich es war, der auf ihre listige Aufforderung hin den Schleier, *di risen* vom Munde nahm. Drittens aber war diese gewisse Gräfin, deren Namen der alte Herr Ulrich gleichwohl galant verschweigt, sichtlich darauf aus, ein kleines Abenteuer, und nun gar vor Abschluß der Messe mitten in der Kirche und im Gedränge der anderen sensationslüsternen Damen der Gesellschaft, selbstverständlich nur der dortigen High-Society (oder die sich dafür hielt) für damalige, den heutigen freilich nicht vergleichbaren Verhältnisse freizügig zu wagen. Mit Erfolg noch dazu! Denn Herr Ulrich läßt sich solch ein Küßchen in Ehren — übrigens auch anscheinend ohne Bedenken wegen des heiligen Ortes und des sakralen Geschehens einer Messe — auch nicht entgehen. Er bietet der spöttisch-freimütigen Gräfin also gleich seinen sonst so streng vom Schleier verdeckten Mund zum wahrscheinlich doch nicht so ganz „heiligen Kuß“:

*Dô si daz paece von mir empfie,
und daz der süeze kus ergie,
dâ von wart ich vil hôchgemuot;
wan vrowenküssen sanfte tuot.
daz ist für wâr den allen kunt,
die ie gekusten vrowen munt,
daz nie niht alsô süezes wart
sô vrowenkus von hôher art.*

Strophe 539

Gleich läßt der Minnesänger Ulrich von Liechtenstein eine Strophe des Lobes auf den Hochgenuß beim Küssen einer schönen Frau als Abschluß dieser Episode im „Frauendienst“-Roman von 1255 folgen:

*Ein hôch geboren reine wîp,
diu rôten munt hât, schoenen lîp,
swâ diu kûsset einen man,
der vrowenkus erkennen kan,
der ist des immer mêre vrô.
umb vrowenküssen stât ez sô,
daz ez tuot noch baz denne wol
und machet ein herze freuden vol.*

Strophe 540

Da hat Herr Ulrich also wieder „eine erobert“. Aber schließlich war er 1227 bei dieser Maskenfahrt noch keine dreißig! Nur wissen wir es aus der Dichtung nicht, wer die Schöne war und die wievielte. Kein Leporello singt uns die Registerarie für unseren steirischen Don Giovanni auf der Minnefahrt von 1227.

Was nun dieses *paece* als der „Friedenskuß“ in der ersten Bedeutung des mittelhochdeutschen Wortes nach dem lateinischen *pax tecum*-Gruße anlangt, so steht das in erstaunlich langer Überlieferung in Religionsgeschichte, Kultbrauch, Liturgiezeremonie und Alltagsweis einer tiefen

Zu dieser optischen Maske gehörte es, daß Ulrich auch seine Stimme nicht zu erkennen gab, sondern grundsätzlich schweigen wollte. Vgl. Str. 479, wo „Frau Venus“ im Sendschreiben ankündigt: *si wil ouch wider niemen ein wort sprechen*.

Zuneigung.¹⁰ Aber diese Tradition verläuft nicht in gerader Linie. Sie ist sogar schwer zu durchschauen im zeit- und gegendverschiedenen Ineinander und Nebeneinander von liebesbezeugendem Bruderkuß, von einfachem Gruß-Kuß und dem klarer erst ab dem 4. Jahrhundert faßbar werdenden „eucharistischen Kuß“ während des Mahlgottesdienstes, dem *osculum pacis*, dem ein gleiches Verhalten als Zeichen für den Gebetsschluß (Lesung der Apostelbriefe usw.) im Wortgottesdienst voranging, ohne daß auch hier scharfe Abgrenzungen, zumal auch gegenüber dem „Taufkuß“ und anderen Zwecken eines spät erst wirklich „liturgisch“ zu nennenden Kusses innerhalb der Christengemeinde, aber auch außerhalb des Gottesdienstraumes wie in ihm, in der *ecclesia*-Kirche vorangehen. Einen „liturgischen Kuß“ als Zeichen für einen Gebetsschluß (*signaculum orationis*), jedoch noch vor-eucharistisch und zu Anfang des Gebetsgottesdienstes und ohne direkten Vorausbezug auf das Liebesmahl (*ἀγάπη*, *agápee*, Eucharistie) kennen wir frühestens bei Justinus Martyr, dem bedeutendsten antijüdischen Apologeten des 2. Jahrhunderts. Die Aussagen der weiteren, übrigens sehr zahlreichen Quellen bei so bedeutenden Theologen der Frühzeit des Christentums, bei Hippolytos von Rom (er schrieb zwischen 200 — 232), Origenes (um 185 — 254), Clemens von Alexandria (um 150 — vor 215) bis hin zu Tertullian (nach 150 — um 225) lassen sich nicht auf eine einheitliche Tatsachenaussage bringen. Nur in den verschiedenen Liturgien der frühen Kirchen des Ostens läßt sich ein deutlicheres Bild vom „Friedenskuß“, vom *φιλημα ἁγιον* (*philema hagion*), von der Aufforderung durch einen Diakon innerhalb der Meßfeier zum „Umarmet Euch im heiligen Kusse“, gewinnen.¹¹ Vieles davon deckt sich mit den Gebräuchen in der gallikanischen, der ambrosianischen, der mozarabischen Liturgie des Westens in Frankreich, in Mailand und in Spanien. Es entwickelt sich, zumal in der römischen Messe näher verfolgbar ab dem 4. Jahrhundert, in einer gleichfalls nicht kontinuierlichen Linie, die jedenfalls zu dem führt, was allein für unsere Interpretation der „Frauendienst“-Episode aus mittelalterlichem Kirchenbrauchtum mehr oder minder fester liturgischer Einbindung und Stelleneinordnung innerhalb des Eucharistie-Gottesdienstes maßgeblich sein kann.¹² Es erscheint sicher, daß die Trennung der Geschlechter, ohne die ja auch unsere Ulrich-Stelle nicht verständlich wäre, von der Frühzeit im Sakralbereich herrühren muß. Nur als eine Art „Ersatz“ wird man den Gebrauch der „Kußtafel“ in der zweiten Wortbedeutung von *paece*, wiederum aus unserer „Frauendienst“-Stelle deutlich als Parallelvorgang zu erkennen, eingeführt, aber nachmittelalterlich auch für die Laien

¹⁰ K. Thraede, Ursprung und Formen des „Heiligen Kusses“ im frühen Christentum, in: *Jahrb. f. Antike u. Christentum* 11/12, 1968/69, S. 124—180; Ders., Stichwort „Friedenskuß“, in: *Reallexikon für Antike und Christentum*, hg. v. Th. Klauser, Bd. VIII, Stuttgart 1972, Sp. 505—519.

¹¹ Die Formel griechisch nach dem Schluß des 1. Paulus-Briefes an die Korinther (16, 20—22). Wie weit hier die Deutungen vom Theologischen wie vom Semantischen auseinandergehen, zeigen Studien wie: F. E. Brightman, *Liturgies eastern and western I*, Oxford 1896, (Register s. v. *peace*); K. M. Hofmann, *Philema hagion* (Beiträge zur Förderung christlicher Theologie II/31), Gütersloh 1938.

¹² *Lexikon für Theologie und Kirche*, hg. v. M. Buchberger, 2. Aufl. VI. Bd., Freiburg i. Br. 1961, Sp. 696—698; *Lexikon der christlichen Ikonographie*, hg. v. E. Kirschbaum, II, Freiburg i. Br. 1970, Sp. 714 (Red. Hinweis auf Stichwort „Pax“, Friedenskuß; nicht ausgeführt).

wieder abgeschafft haben.¹³ Häßliche Rangstreitigkeiten im „Höflichkeits“-Bereich burgundischer Adelliger bei diesem Kuß in der Kirche (*paix*) bezeugen die Bedeutsamkeit des Brauches im 15. Jahrhundert¹⁴ ebenso wie seine blasphemische Darstellung innerhalb der Spottmesse der Wiedertäufer zu Münster in Westfalen 1535.¹⁵

Aus dem Bild-, Gesten- und Zeichenerbe des an sich sinnennahen, hieratisch-theatralischen Rituals von Byzanz ist ja das *phileema hagian* in der Liturgie des Ostens bei mannigfachen Anlässen verblieben. So habe ich es oft in Griechenland und in Bulgarien, in Rumänien und bei den Slawo-Makedonen miterlebt, bin selber so einbezogen worden in die häusliche halbliturgische Sippenfeier des Hauspatrones bei der *slava* in Serbien, habe zuletzt im September solch einen Kuß unter eben sich rituell vor der Bilderwand-Ikonostasis eines serbischen Klosters vom Popen einsegnen lassenden Burschen beim Ritus der „Wahlverbrüderung“ (serb. *pobratimstvo*)¹⁶ im Bilde aufgenommen. Daß der „Friedenskuß“ entsakralisiert längst in die Sphäre eines „Brauches ohne Glauben“¹⁷ gelangt ist, kann man sozusagen täglich im Fernsehen beobachten, wenn die Politiker des Ostblockes auf den Flugplätzen bei Ankunft und Abschluß ihrer Reisediplomatie einander umarmen und ein- oder dreimal auf die Wangen küssen. Man könnte das als peinlich empfinden,¹⁸ wüßte man nicht, daß Politik ein oft tückisches Rollenspiel ist, bei dem nur allzu oft das *Communiqué* mit glatten Worten die wahre Absicht übertönen, das geschulte Maskenantlitz sie diplomatisch überdecken muß . . .

Im Bereich der lateinischen Kirche, die aus der alten Gemeinschaft mit Ost-Rom das *osculum pacis* spätestens seit dem 4. Jahrhundert in ihr Meßritual aufgenommen hatte, ist es bis zur Gegenwart, zumal beim Hochamt, bis zu den Diakonen herab beibehalten worden. Man bemüht sich seit dem II. Vaticanum im Bestreben, in manchem zu Zeichen und Formen des Gemeindelebens der Urkirche zurückzufinden, wenigstens einen Rest vom einstigen Kirchenkuß

¹³ Zu den lateinischen Wort- und Sachvertretungen vgl. auch Du Cange, *Glossarium Mediae et Infimae Latinitatis*, Lyon 1688, Nachdruck Graz 1954, Bd. VI, S. 228 (*Pacem dare, osculari; osculum pacis*, auch *osculatorium* für die Kußtafel, 1250 erwähnt. Vgl. ebenda VI, S. 72).

¹⁴ J. Huizinga, *Herbst des Mittelalters. Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jhs in Frankreich und in den Niederlanden*. 9. Aufl., hgg. v. K. Köster, Stuttgart 1965, S. 58f., 172, 223; vgl. die Nachzeichnung des oberen Teiles solch einer Friedenskuß-Tafel aus der Kirche Parraquial de Pina, Saragossa, 15. Jh., mit einer Verkündigung Gabriels; zwischen Maria und dem Engel ein Doppelhenkelgefäß mit einer Neunsproßblume, einem Vogel (Adler oder Taube?) darauf. Text und Abbildung bei K. Spieß, *Neue Marksteine. Drei Abhandlungen aus dem Gebiete der überlieferungsgebundenen Kunst*. Wien 1955, S. 10.

¹⁵ K. Löffler (Hrsg.), *Die Wiedertäufer zu Münster 1534/35. Berichte, Aussagen und Aktenstücke von Augenzeugen und Zeitgenossen*. Jena 1923, S. 220.

¹⁶ Vgl. zum Ritus und seinen Funktionen bzw. Gegenwartsformen: L. Kretzenbacher, *Gegenwartsformen der Wahlverwandschaft pobratimstvo bei den Serben und im übrigen Südosteuropa*. Sammelwerk: *Grazer und Münchener balkanologische Studien = Beiträge zur Kenntnis Südosteuropas und des Nahen Orients*, Bd. II. München 1967, S. 167—182; Ders., *Ritueller Wahlverbrüderung in Südosteuropa. Erlebniswirklichkeit und Erzählmotiv* (Sitzungsberichte d. Bayer. Akad. d. Wissenschaften, phil.-hist. Klasse Jg. 1971/1), München 1971; Ders., *Serbisch-orthodoxe „Wahlverbrüderung“ zwischen Gläubigenwunsch und Kirchenverbot von heute*, in: *Südost-Forschungen* 38, München 1979, S. 163—183, 1 Abb.

¹⁷ Zu diesem für jegliche „Gegenwartsvolkswunde“ wesentlichen Begriff vgl. L. Schmidt, *Brauch ohne Glaube. Die öffentlichen Bildgebärden im Wandel der Interpretationen*. Im Sammelband des gleichen Verfassers: *Volksglaube und Volksbrauch*. Berlin 1966, S. 289—312 und Anm. S. 383—388.

¹⁸ Vgl. die köstlich-boshafte Glosse eines Münchener Kolumnisten (Anonymus) im „Streiflicht“ der Süddeutschen Zeitung vom 20. V. 1976.

als Brüderlichkeits- und Friedensbezeugung dadurch zu erhalten, zu ersetzen, daß der zelebrierende Priester genau so wie volliturgisch jener in den Ost-Liturgien heute noch, die beim Mahlgottesdienst Anwesenden beim letzten Hauptteil der Messe auffordert, sie mögen einander ein „Zeichen“ geben. So ist es heute der Brauch, daß man — ob bekannt oder nicht — einander die Hand gibt und freundlich zulächelt, die Gesinnung der Brüderlichkeit vor Gott und den Menschen zu bekunden.

Solch ein liturgisches Requisit hingegen, ein *pacifiale* des Mittelalters, das mhd. *paeece*, wie es Ulrich ausdrücklich berichtet (*Daz paeece ab einem buoch ich nam . . .*), daß man darauf seinen Friedenskuß drücken solle, hat sich m. W. in den ansonsten so reichen Sammlungen der Steiermark, ihrer Diözese wie ihrer Stifte und Klöster, ihres Joanneums leider nicht erhalten. Die Sitte muß wohl spätmittelalterlich bei uns abgekommen sein oder man hat ein ehemals vorhandenes *pacifiale/paeece* durch ein Evangelienbuch, durch ein Reliquiar, durch ein Handkreuz oder ähnliches ersetzt. An sich war das ja schon immer möglich. Zumindest in der Nachbarschaft zeigt sich das in solcher Art der Verehrung und auch Benennung. Ich denke an das von mir mit meinen Volkskundestudenten mehrmals in Friaul besuchte berühmte *pacifiale*, die „Pace“ des Herzogs (*Duca*) Orso di Ceneda aus dem 10. Jahrhundert im Archäologischen Nationalmuseum zu Cividale (Abb. 1). Neuere Forschung schreibt es allerdings erst dem Anfang des 12. Jahrhunderts zu.¹⁹ Die silberne Arbeit, reich mit Edelsteinen und Perlmutter besetzt, zeigt auf dem Elfenbein-Relief in der Mitte die Kreuzigung Christi, den Lanzenstich des Longinus, das Essigschwammreichen durch den Schergen Stephaton, Maria, Johannes und in Medaillons über den Kreuzesarmen zwei Halbbilder lokaler Heiliger im Kreisrund. Das gleiche reiche Museum der Stadt, die einst Langobardenzentrum war, den Tempietto Langobardo heute noch ebenso als kostbaren Besitz verwahrt wie ihr altes Brauchtum der *Missa del spadone* mit dem Schwertsegen des Patriarchen zu Dreikönig, dieses Cividale, einstmals *Civitas Austriae* (aber ohne Bezug etwa auf „Österreich“) geheißt, besitzt in der *Pace Grimani*, einer venezianischen Goldschmiedearbeit des 17. Jahrhunderts, mit der Darstellung der Geißelung Christi noch ein zweites solches *pacifiale*.²⁰

Ein noch gotisches *pacifiale*, zuletzt überarbeitet 1514 und in eine Art Monstranzform gebracht, verwahrt das Erzbischöfliche Diözesanmuseum in Wien (Abb. 2).²¹ Es ist eigentlich ein Reliquiar. Ein Splitter vom Kreuzholz Christi ist in der Form des Zweibalkenkreuzes (*crux gemina*), wie man sich das wahre Kreuzholz vorgestellt hatte, eingefügt. Das edelsteinverzierte Reliquien-Gebilde ist wiederum kreuzförmig eingerahmt, darauf der Adler des Hl. Römischen Reiches mit der Krone und dem österreichischen Bindenschild und einem Herzogshut; zuoberst, vermutlich viel später angebracht, das „Auge Gottes“. Angeblich soll dieses *pacifiale*-Reliquiar eine Spende Rudolfs

¹⁹ C. Mutinelli, *Kurze Führung durch Cividale* (Deutsche Ausg. v. E. Stood), Udine 1971, S. 66 (mit Fehldatierung „9. Jh.“).

²⁰ A. Santangelo, *Catalogo delle cose d'arte e di antichità d'Italia*. Rom 1936, S. 110 (mit Abb.); vgl. ebenda S. 105—107 mit Abb. über die *Pace del Duca Orso*.

²¹ H. Krätzl, *Erzbischöfliches Dom- und Diözesanmuseum Wien, Katalog Wien 1973*, Nr. 15, S. 15 zu Abb. 45 (Kreuzholzspan 98 : 50 : 230 mm; Gesamtreliquiar 36 cm hoch, 13 cm tief, 16,5 cm breit).

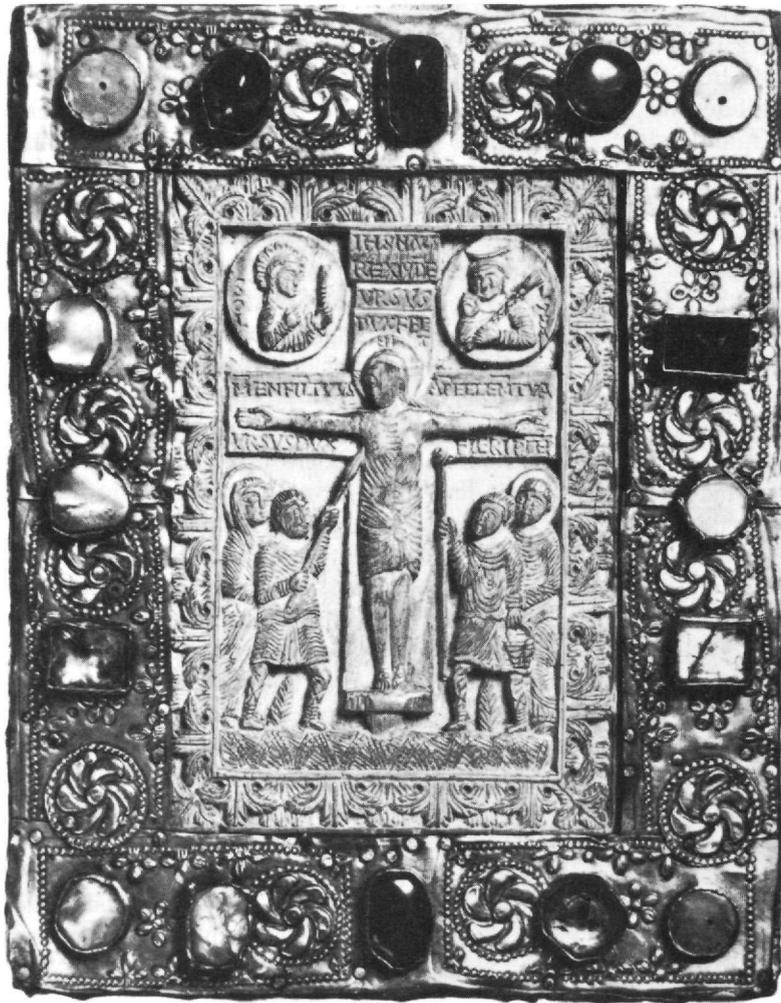


Abb. 1: „Kußtafel“ (Pace) des Herzogs Orso di Ceneda, 12. Jh. Archäologisches Nationalmuseum zu Cividale in Friaul.

IV. von 1357 an St. Stephan in Wien sein. Dort war es im „Heiltumsbuch“, also im Inventar der geistlichen Schätze von 1502, noch ohne Fassung abgebildet, unterschied sich also wesentlich von der 1514 gegebenen Form mit dem Sechsseiter-Pfeiler als Fuß und gotischem Maßwerk, mit emailliertem Pflanzenmuster an der Vorder-, mit Architekturornamentik an der Rückseite. Perlen und Edelsteine sind rundum angebracht.

Wohl aber finden sich in unserer Steiermark einige barocke Formen unseres *pacifical*. Sie sind hierzulande auch als *Pax*-Tafeln bekannt. So verwies mich Prof. Dr. Kurt Woisetschläger von der Alten Galerie am Joanneum auf ein besonders schönes Stück, eine anscheinend bis jetzt noch nicht publizierte „Paxtafel“ aus dem Zisterzienserstift Rein bei Graz: In einem Rund das Bild Christi im Mantelkleid, die Rechte segnend erhoben. Es ist mit einem Perlenzierat eingefaßt. Ein kleines Kreuzchen ist oben aufgesetzt. Diese kleine

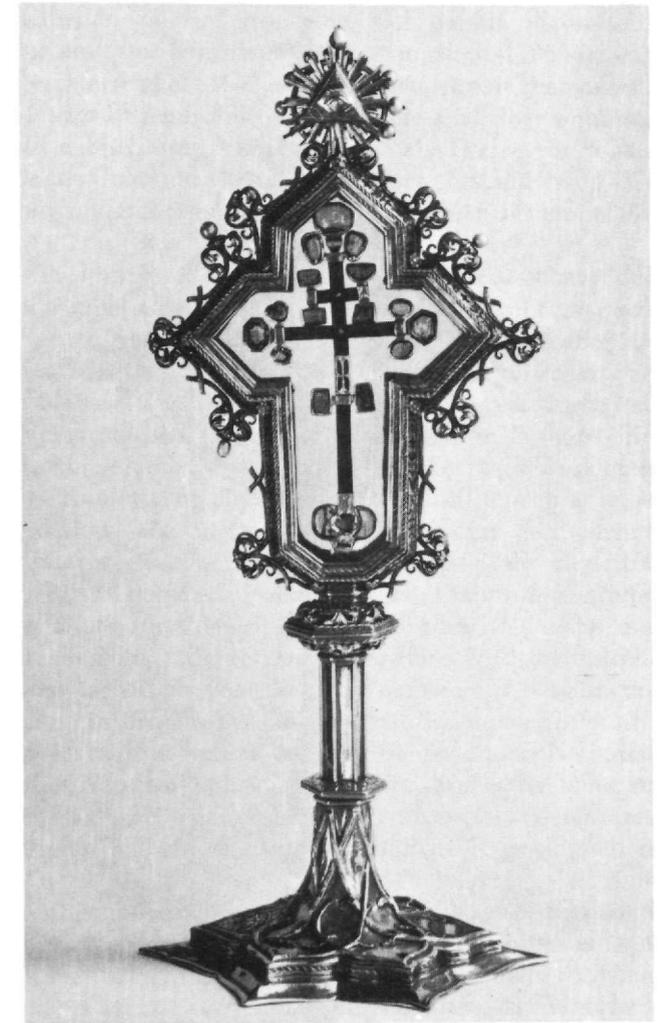


Abb. 2: Mittelalterliches Kreuzholz-Reliquiar, neugefaßt 1514, als *pacifical* für den „Friedenskuß“. Erzbischöfl. Dom- u. Diözesan-Museum Wien.

Kußtafel ruht auf einem gedrechselten Holzstiel, der auf einer kreisrunden Standfläche befestigt ist. Die Höhe des Stückes beträgt 28,5 cm. Es ist wohl dem mittleren 18. Jahrhundert zuzuweisen (Abb. 3). Gleichfalls aus Stift Rein stammt ein Silberrelief, vergoldet: In einem Oval Christus als *Ecce homo* mit Dornenkrone und Rutenstock. Eine Jahreszahl ist vermutlich mit 1735 zu lesen. Ein Beschaueichen (Rom?) ist dabei (Höhe 18,5 cm, Breite 12,2 cm).²² Der Form nach ähnlich stellt sich ein Silberrelief in einer Kartusche dar (H. 10,8 cm, B. 8,8 cm). Wiederum eine „Paxtafel“ aus steirischem Privatbesitz, um 1740, das Kußbild ebenfalls ein *Ecce homo*. Der

²² G. Smola (Hrsg.), Joanneums-Katalog der Goldschmiedekunst, Graz 1961, Nr. 194; ebenda Nr. 195 auch das nachfolgend genannte *pacifical* aus Rein. Aufnahmen in der Bildkartei der Alten Galerie am Joanneum. Für Hinweise danke ich meinem verehrten Kollegen Prof. Dr. Kurt Woisetschläger (Mai 1982).



Abb. 3: „Paxtafel“, Mitte 18. Jh. Stift Rein, Aufnahme Prof. Dr. K. Woiset-schläger, Graz.

Kartuschenrahmen ist aus vergoldeter Bronze gefertigt. Mehr an Steirischem ist mir bislang nicht bekannt.

Auch die „Geistliche Schatzkammer“ der Habsburger zu Wien birgt drei solcher als *pacifical* bezeichneter, noch im 18. Jahrhundert angefertigter und also auch noch solcherart zum *osculum pacis* verwendeter Reliquiare. Eines, 1704 von den Brüdern Palm aus Gold mit Edelsteinen, Perlen und Korallen geschaffen, enthält auch wieder eine Kreuzpartikel.²³ Ein zweites, von

²³ H. Fillitz, Katalog der Weltlichen und der Geistlichen Schatzkammer, Wien 1954, S. 73, Nr. 124 (29 cm hoch).

Johann Baptist Känischbauer von Hohenried, der sich darauf „R(ömisch) K(aiserlicher)M(ajestät)Kam(m)er Künstler“ benennt und mit 1726 signiert (Lebenszeit dieses Niederösterreichers 1668—1739), aus Gold mit Diamanten, Perlen, Bergkristall, Glas im Brillantschliff und vergoldetem Silber wohl aus Vorlagen gestaltet, stellt eine Kreuzes-Verherrlichung als Thema vor.²⁴ Das dritte Wiener *pacifical* aus Gold und vergoldetem Silber entstand erst 1777, erhielt seine Wiener Gold- und Silberpunzen erst 1806/07, den Freistempel für Silber 1809/10.²⁵

Funktionsgleiches wie Formähnliches fehlt auch im Hausschatz der Wittelsbacher in Bayern nicht. Eine „Kußtafel“, als *instrumentum pacis* geführt, zu Augsburg gegen 1580/85 aus Gold, Ebenholz und Smaragden angeblich von Abraham Lotter d. Ä. († 1612) gebaut, verwahrt die Schatzkammer der Residenz München. Eine ovale Ebenholzplatte mit der Geißelung Christi,²⁶ vielfarbig im Flachrelief in Goldschmelz, gibt die Bildmitte für den verehrenden Kuß. Seit 1626 gehört das kostbare Werk zum Inventar der Münchener Kammerkapelle. Anderer Herkunft jedoch ist eine solche Kußtafel, wiederum als *instrumentum pacis* im Münchener Residenzmuseum inventarisiert, Oberitalien und dem Ende des 16. Jahrhunderts zugeschrieben.²⁷ Das war zunächst ein *instrumentum vanitatis*, der goldgeschmiedete Rahmen für einen Spiegel der Zeit um 1570. Erst um 1620/25 wurde er in München umgearbeitet. Der Maler Hans Werle hatte 1592 ein Bild der Christgeburt nach Hans von Aachen, Tempera auf Pergament, eingefügt und daraus dann im frühen 17. Jahrhundert dieses *pacifical* zum *Pax vobiscum*-Gruße des Friedens werden lassen. Seit der ersten Nennung wiederum im Inventar der Kammerkapelle in der Wittelsbacher Residenz zu München, gehört diese „Pax-Tafel“ zu den besonderen Kostbarkeiten dieses unter den Bayernherzögen Wilhelm V. und Maximilian I. gesammelten „Heiltums-Schatzes“.

Doch genug mit dieser leicht vermehrbaren Aufzählung. Mag so viel in den köstlichen Lebenserinnerungen des alternden Ulrich von Liechtenstein, in seinem höfischen Versroman vom „Frauendienst“, den er in seinem sechsten Lebensjahrzehnt zu Ende diktiert haben will, mehr Dichtung als Wahrheit sein, so manch ein Schimmer des wirklichen Lebens, wenn auch nicht des „Volkes“, sondern einer elitären Gesellschaftsschicht am Vorabend ihres Absinkens zum allmählichen Untergang, glänzt uns doch aus der mittelalterlichen Vergangenheit unserer Steiermark herüber. Es wäre uns sonst verborgen geblieben, hätte es nicht der Minnesänger Ulrich in seinen selbstgefälligen, aber doch auch liebenswerten Bericht gestellt. Dies mit sichtlichem Vergnügen in der dichterischen Verklärung seiner Rückschau auf ein bewegtes Leben als Politiker, Minnesänger und „Narr in hohem Auftrag“,²⁸ nacherlebt auch in seiner Maskenlust beim Kirchenkuß.

²⁴ Ebenda S. 73, Nr. 125 (25,3 cm hoch).

²⁵ Ebenda S. 78, Nr. 159 (21,6 cm hoch).

²⁶ H. Brunner (Hrsg.), Schatzkammer der Residenz München, 3. Aufl., München 1970, S. 89, Nr. 84 (Kußtafel 10,3 cm hoch, 7,9 cm breit).

²⁷ Ders., Kalender 1972 der Bayerischen Versuchskammer, Farbtafel Nr. 28. Auch „Reliquien von der Krippe Christi“ sollen hier eingefügt sein.

²⁸ So benennt ihn ein freundlich nacherzählendes Lebensbild mit Auszügen aus der Dichtung von W. Zitzenbacher, Graz 1958.